

seiner Umschreibung zum Ausdruck kommt: «den letzten Text der Bibel der Nacht lesen». Gerade diese Formulierung zeigt, dass Jäger und Schriftsteller in dieser Hinsicht Gefährten sind: Auch wer mit Worten trifft, sieht in Erscheinungen der Aussenwelt Zeichen innerer Belange.

Laurens van der Post, der in der tatsächlichen Jagd bestens Bescheid weiss, ist auch in diesem übertragenen Sinn Jäger; nüchterne Detailbeobachtung entpuppt sich immer wieder als Metapher für eine Gesamtsituation. Diese Stellen sind die überzeugendsten in seinen Büchern; in «Der Jäger und der Wal» beispielsweise die Beschreibung des schwarzen Butlers im Haus eines Weissen: Er ist anständig gekleidet, trägt aber keine Schuhe. Dazu bemerkt Van der Post, wie oft er erlebt habe, dass Weisse ihre Diener fortschickten, wenn diese plötzlich darauf bestanden, Schuhe zu tragen: Sie hatten sich die Weihe eines heiligen Bezirks angemessen. Im Gedächtnis bleibt auch die Schilderung der bleiernen Mittagshitze im Dschungel – jener Zeit, wo nach dem Glauben der Afrikaner sich die Gräber öffnen und Geister umgehen. Die Magie der Natur ist hier so gross, dass selbst der Jäger vor dem schlafenden Wild, das nicht mehr flieht, weil es «seinen letzten Friedensvertrag mit dem Leben» geschlossen hat, die Waffe senkt: So kann nur schreiben, wer immense Kenntnisse in diesen Landstrichen hat.

Es ist verfehlt, an dieses Werk ästhetische Maßstäbe anzulegen. Man hat es zu lesen als Tatsachenbericht, der im Leben vor Entscheidungen stellt. Van der Post hat so sehr Einblick in Afrikas Probleme, dass er auch jene Spuren, die in die Zukunft weisen, zu lesen versteht: So hat er lange vor den blutigen Unruhen in Kenia und Sansibar auf diese Gefahrenherde aufmerksam gemacht, zu einer Zeit, als für den uneingeweihten Betrachter noch alles in bester Ordnung zu sein schien. Tritt er nun aufs neue hervor, um die ungleichen Brüder warnend über ihre Eigenarten aufzuklären, damit die Sorge einer neuen Generation nicht Süd-Nord-Konflikt heisse, so ist sein Wort der Beachtung und der Achtung wert.

*Laurens van der Post: Der Jäger und der Wal, Karl H. Henssel Verlag, Berlin 1968.*

Im gleichen Verlag erschienen früher: *Das dunkle Auge Afrikas* (*The Dark Eye in Africa*); *Die verlorene Welt der Kalahari* (*The Lost World of the Kalahari*); *Das Herz des kleinen Jägers* (*The Heart of the Hunter*); *Vorstoss ins Innere* (*Venture to the Interior*); *David Alexander Michaeljohn* (*The Face beside the Fire*); *Flamingofeder* (*Flamingo Feather*); *Das Schwert und die Puppe* (*The Seed and the Sower*); *Russland, Antlitz aus vielen Gesichtern* (*Journey into Russia*).

Die englischen Originalausgaben erschienen bei The Hogart Press, London.

## Eine zugereiste Dichterin

Besuch bei  
Christa Reinig  
in München

VON DIETER HÜLSMANN

**O**bwohl ich ihr schon einige Male begegnet bin, erstaunt es mich doch, als sie jetzt die Tür öffnet, dass sie so klein ist. Christa Reinig geht voran in den Wohnraum, ich folge ihr und stosse in der Tür an eine Querstange.

Sie entschuldigt sich, mich nicht darauf aufmerksam gemacht zu haben. An diesem Türkretturnt sie täglich. «In der ersten Zeit habe ich jede Stunde geübt», erzählt sie. «Da erwies sich die Nachbarschaft der Kirche als ganz nützlich, denn bei jedem Läuten sprang ich auf und hing mich an die Stange. Nur sonntags, da hat's dann doch zu oft gebimmtelt, da kam ich gar nicht mehr runter.» Sie schaut mich an mit einem spitzbübischen Lächeln, als hätte sie jemandem einen gelungenen Streich gespielt.

Das Haus in München-Milbertshofen, in dem Christa Reinig wohnt, ist neu erbaut, ein Mietshaus mit neuen Parteien. Auch ihre kleine Wohnung ist neu, fast unpersönlich, möbliert mit dem unumgänglich Notwendigen, nicht mehr. «Ich wohne ja noch nicht lange hier. Ursprünglich hatte ich die Absicht, nur noch herumzureisen. Innerhalb eines Jahres bin ich über 21000 km gereist, kreuz und quer durch Europa. Die Eisenbahn ist ein Instrument, das ich virtuos beherrsche, und Flughäfen sind meine Leidenschaft. Frankfurt, Hamburg, Rom, Mailand kenne ich schon. Jetzt fehlt mir noch New York und Rio de Janeiro. Rio aber lieber nicht, da stürzen sie alle vorher ab.»

Ich frage, ob diese Reiselust vielleicht ein Nachholbedürfnis sei.

«Na, ganz klar», sagt sie, «mein einziges Reise-Vergnügen in Ostberlin bestand darin, für zwanzig Pfennig mit der S-Bahn um den Berliner Ring zu fahren, und später, als man hätte reisen können, da war's mir vergaucht, da wollte ich dann auch nicht mehr.»

So kommt das Gespräch unabsichtlich auf ihre Zeit in Ostberlin. Ihre Art zu sprechen ist unprätentiös, oft schnodrig, ihr Urteil pointiert. Es ist naheliegend, Vergleiche zwischen hier und dort zu ziehen, nicht prinzipieller Art, sondern anhand der kleinen alltäglichen Ereignisse. Sie beschreibt ihr Erstaunen, als sie in München erlebte, dass man mit einem Auto auch ebenso selbstverständlich rückwärtsfahren kann. Sie musste sich zuerst daran gewöhnen, ein Auto nicht nur als geschlossenes Ding zu betrachten, das stur seiner Spur folgt, sondern dass darin auch ein Mensch sitzt, der nach Belieben anhalten oder mit der Hand winken kann.

«Die finstere, muffige Stimmung, die allgemeine Bedrückung, aus der ich

kam, habe ich hier schnell verloren. Ich fühle mich freier, wohler. Man kann alles leichter, ohne Kräfteverschleiss erreichen. Das liegt am allgemein höflicheren und verbindlicheren Ton. Da wird nicht mehr getobt und geschnauzt. Man fühlt sich nicht gepeinigt.»

Ich möchte nun gerne wissen, ob sie ihre Flucht, die eigentlich ein Hierbleiben war, geplant habe. Nein, geplant war dies nicht. Sie hatte nur sämtliche Chancen genutzt, um diese eine Chance herbeizuführen. Für die Entgegnahme des Bremer Literaturpreises hatte sie zwei Reden vorbereitet. Eine für den Fall, dass sie nicht herauskäme und eine andere für den Fall, dass man ihr die Reise nach Bremen erlaubte.

«Die erste Fassung war die äusserste Provokation, eine Brüll- und Schreirede, für die ich ohne Zweifel eingesperrt worden wäre. Aber das war mir egal. Ich befand mich in einer so verbitterten Stimmung, ich war so fertig, dass ich mir nur noch das Wort von Karl Marx vorhielt: «Der Proletarier hat nichts als seine Ketten zu verlieren». Und die hatte ich zu verlieren.»

Unwillkürlich fallen mir die Zeilen ihres Gedichts «In die gewehrte rennen» ein, das sie noch vor ihrer Flucht schrieb:

Mein tiefstes herz heisst tod  
wenn das die mörder wüssten  
wären sie es müde.

Gerade diese Zeilen hatten heftige offizielle Kritik ausgelöst, waren sie doch nicht so optimistisch, wie man es erwartete. Der Ton gefiel nicht, und als 1951 der sozialistische Realismus als Dogma verkündet wurde, konnte Christa Reinig in der DDR nichts mehr veröffentlichen.

Einen Moment verharre ich und versuche mir vorzustellen, wie ich selbst in einer ähnlichen Situation mich verhalten würde. Doch sie unterbricht mich, als fürchte sie, ihre Worte hätten zu hart geklungen, als wolle sie deren Bedeutung mildern: «Ist das nicht ein seltsames Zusammentreffen? Als ich Ostberlin verliess, hiess der beliebteste Schlager: «If I had a hammer», und als ich hier ankam, war der neueste Hit: «I like to be in America».

Wir lachen, und sie sagt: «Beim Verlassen meiner Wohnung liess ich die Tür nur angelehnt, damit mein Nachfolger keinen Schlosser zum Öffnen holen musste. Das einzige Planmässige übrigens, was ich tat.»

Wir unterhalten uns über ihre bisherigen Veröffentlichungen. 1948 erschien ihr erstes Gedicht in der Zeitschrift «Ulenspiegel» in Ostberlin, 1951

eine Erzählung «Das Fischerdorf». Mehrere Anthologien in Ost- und Westdeutschland enthielten Beiträge von Christa Reinig. Schliesslich erschien ihr erster Gedichtband, «Die Steine von Finisterre» (Eremiten-Presse, 1960), und ein Jahr später das Prosastück «Der Traum meiner Verkommenheit» (W. Fietkau-Verlag, Berlin). Den Bremer Literaturpreis der Rudolf-Alexander-Schröder-Stiftung erhielt sie für ihren Gedichtband, der 1963 bei S. Fischer erschien und wesentliche Teile aus ihrem Band in der Eremiten-Presse enthielt. Mit der Veröffentlichung «Drei Schiffe» (S. Fischer Verlag, 1965) ist die Liste ihrer Bücher vollständig, und ich stelle fest: «In den letzten Jahren ist sehr wenig veröffentlicht worden, wenn wir von mehreren Hörspielen absehen, die von verschiedenen Rundfunkanstalten gesendet wurden.»

Christa Reinig gibt unumwunden – in gespielter Verzweiflung – die Erklärung: «Das liegt an mir. Ich bin nämlich eine Schmalzpurpoetin, und ich tröpfle so meine gesammelten Werke zusammen.»

«Jetzt aber haben Sie doch eine grössere Prosa-Arbeit beendet, die «Sternbilder»? Handelt es sich dabei um einen Roman?»

«Nein. Ich habe eine Reihe kürzester, pointierter Kurzgeschichten geschrieben, die so gearbeitet sind, dass je ein oder mehrere Sternbilder zum Thema, zum Aufhänger einer Geschichte werden. Wobei ich nicht grundsätzlich von der astrologischen Bedeutung der einzelnen Sternbilder ausgegangen bin. In einigen Fällen habe ich die Form des Sternbildes vergeben. Zum Beispiel erschien mir das Bild des Stiers in der Form eines Düsenjägers und das der Plejaden als Torte...»

Ich habe mich hier mit einer Literaturgattung auseinandersetzt. In diesen Erzählungen sind alle möglichen Geschichtstypen enthalten, die Fabel, das Märchen, Kriminal-, Gespenster-, Kunstgeschichten. Eine grosse Rolle spielte für mich die Technik, deshalb ist auch eine ganze Menge Science-fiction-stories mit drin, in mehr oder weniger scharfsinnigen Zusammenhängen.

Bisher habe ich diese Geschichten in drei Gruppen eingeteilt: den Tierkreis, die Grossen Bilder und die anderen Tiere. Diese erschienen unter dem Titel «Orion trat aus dem Haus – Neue Sternbilder». Aber noch lässt mich das Thema nicht los. Inzwischen bin ich bei den Sternbildern des südlichen Himmels angekommen. Daraus will ich eine zusammenhängende Erzählung machen.»

Der Einfall, die Sternbilder literarisch zu verarbeiten, einen Zyklus moderner Sternbilder zu schreiben, kam ihr während ihres Italien-Aufenthaltes in der Villa Massimo.

«Ich hatte mich nie für Astronomie interessiert, aber im Süden sah ich zum ersten Mal einen klaren Himmel, zum ersten Mal richtig die Milchstrasse.»

Sie besorgte sich Bücher und Atlanten und sass des Nachts stundenlang draus-

sen, mit einer Taschenlampe, den Atlas auf den Knien.

«Ich war derart versessen, dass ich jemanden suchte, dem ich etwas von meinem Wissen mitteilen konnte. In Ermangelung eines Besseren versuchte ich meine etwas debile Nachbarin zu einer Nachtwache zu überreden. Aber die lehnte ab mit den Worten: «Lass das man, Christa, ich hab' ne Freundin gehabt, bei der hat das auch so angefangen, und dann hat sie den Verstand verloren.»

Inzwischen ist es Abend geworden. Wir entschliessen uns, gemeinsam essen zu gehen. Ich überlasse mich der Führung von Christa Reinig. Sie hat zwar kein Stammlokal, aber hin und wieder frischt sie – zumindest die kulinarischen-Italieni-Erinnerungen im «Bologna» auf der Leopoldstrasse auf.

Auf dem Weg dahin sehen wir auf dem Pflaster das verblichene Kreidegemälde eines Strassenmalers. «Sehen Sie», sage ich, «da fehlt jetzt ein Schild:

Er kam nach Schwabing hoffnungsvoll und ging dahin in Bälde  
o Wandrer schau wohin du gehst und tritt nicht auf seine Gemälde

Ich spiele damit auf ihre «Schwabinger Marterln» an, die sie in Anlehnung an jene Gedenkschriften verfasste, die in Bayern und Österreich an Unglücksstätten aufgestellt werden und Marterln heißen.

Vor einigen Monaten schrieb sie mir: «Ich arbeite daran so langsam vor mich hin, es sollten so eine Art finster-helle Scherz-Ernst-Vers werden, und zwar über das Münchner Milljöh.»

Jetzt sind sie fertig und in der Eremiten-Presse erschienen. Ich frage, ob sie durch ihren Münchner Aufenthalt darauf gekommen sei.

«Ach, das habe ich schon in Berlin versucht, weil mich diese eigenartige Verskunst gereizt hat, die in sehr prägnanter Form und unter Ausserachtlassung sämtlicher syntaktischer und logischer Denkkordnungen menschliche Schicksale darstellt. In Berlin klappte es nicht. Als ich dann nach München kam und hier dem Sprachbereich näher war, aus dem diese Dinge kommen, kam mir die Idee, es noch einmal zu versuchen.»

Ich versuche zu erfahren, ob sie noch weitere Sprüche erfinden wolte oder ob sie genug «gemaertelt» habe.

Statt einer Antwort sucht sie einen Kugelschreiber aus ihrer Handtasche und schreibt nach kurzem Überlegen auf die Papierserviette:

Für eine zugereiste Dichterin

Hier ruhet einsam und alleinig die letzte der Martlerinnen Christa sie war ein wenig zugereist [Reinig und was man einem Preussen heisst die Marterln brachten sie in Not sie marterte sich schier zu Tod am Ende fiel ihr nichts mehr ein sie liess das Marterln ewig sein.

## Das Grand-Hotel

Ein Versuch  
zum Thema Historismus

VON HARRO ERNST

Es gibt so manche, die, dem Stand der Millionäre ganz und gar nicht zugehörig, auf Reisen immer finden, dass nur das teuerste Hotel am Platz konveniere. Denn, also überreden sie sich selbst, es sei nicht füglich, moderaten Preis und wohlgepflegte Unterkunft gleichzeitig zu erwarten. Es bleibe nur, soziologisch, sachter Grössenwahn. Lohnt es sich, ernsthhaft, dass man derart die Moneten lichtet? Ja, doch, und ganz bestimmt. Gediegenheit befriedet unsere Nerven. Und es kann eine freundliche Verzauberung geschehen, am schönsten vielleicht in den grossväterlichen Palästen.

Man kann in neueren Hotels mit Glück durchaus Behagen finden. Auch was Gemütlichkeit genannt wird, ist geboten, mit Holzvertäfelungen, Stichen, mit Spinnrocken und Butterfass, Kuhglocken, Ochsenjochen, in der Trinkstube. Und trifft sich's, dass man sich gern erinnert an das alte Haus im Talgrund, bewegt ein Rinnsal im Lokale zu den Hauptmahlzeiten ein mannshohes Mühlrad. Wer lehrt uns nicht, was gastlich sei: späte Puristen, Folkloristen, Kitschiers von Überzeugung und von Schicksal, und sonderbar jene Schlauberger, die überallher die Essenzen ziehen, und Sichtbeton und Holz und Bruchstein und gläserne Wände aneinanderbringen, womöglich bei landschaftsvertrautem äusserem Umriss, die Seele jeder Heimat zugetan.

Indes, wie man sich auch um Brauchbarkeit, Aufwand und Atmosphäre mit teils gutem Effekt bemüht, schwer hat man's offenbar mit dem Thema des Grand-Hotels, mit der Aufgabe, dem gehobensten der Gastgebäude überzeugende Gestalt zu geben. Im späten 19. Jahrhundert, zur Gründerzeit, verstand man sich auf Glanz. Und mit dem dankenswertesten Geschick ward Fürstlichkeit mit der Commodität von Boulevardgebäuden kopuliert. Freilich, man braucht nicht viel von Kunst zu wissen, um dessen versichert zu sein, dass etwa das Belvedere in Wien ein Wunderwerk ist, dieweil auch die mit dem besten Geschmack zugerüsteten Palasthotels mit dem Prädikat, es sei wohlgekommen, hinreichend bedacht sind. Allein, man wohnt in solchen Baulichkeiten ungleich komfortabler als weiland der Prinz Eugen im schönsten aller Schlösser dieser Erde über Wien.

Wann überhaupt in der Historie wusste der Mensch, was Annehmlichkeit ist, im Unterkommen? Lassen wir abseits, was es in der Antike an Raffiniertheiten gegeben hat, wem sie erreichbar waren. Aber: wie lebte es sich auf den

ritterlichen Burgen, in Stadthäusern des Mittelalters, in biedermeierlicher Wohnung? Fast scheint es, als habe man wahre Bequemlichkeit in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg erschlossen. Zu schnell wieder dahinschwindender Kenntnis. Weithin fehlt doch derzeit das Wissen, was Voraussetzung ist für solche Wohlfahrt: Grosszügigkeit in Grundriss, Raumzahl, Höhe. Der Müllschlucker ersetzt nicht Nebenräume, der Parkweg nicht den breiten Korridor, der Blick vom Hochhaus nicht die weite Zimmerflucht. Es ist ein Zeitungslück, dem einzelnen kaum zur Last zu legen, dass die Hinterhof-Enge Einzug tat in den teuren Wohnbau. Und kein Traktieren über Psychologie und Proportionen nimmt der Tatsache das Gewicht, dass Raum nur dann wirklichen Nutzen erlaubt für Gemüt und Auge, wenn man seiner in Fülle hat, zu angemessener Formung. Enge ist Notstand, und ein hartes Tun bedeutet es, die Not erträglich zu machen. Soll Kunst gemeint sein, ist Kargheit allenfalls ein Brot für kurze Tage. In Massen sich verschenken heisst das Zauberwort, ob man nun Grösse sucht oder Lebensbegabtheit.

Gepriesen also sei das Gäste-Bauwerk von schlossartigem Gepräge. Die Insassen solch eines Instituts drängt es nach Selbsterhöhung. Das Personal, geübt, jedweden Gast auf den Finanzstand zum genauesten einzutaxieren, befördert guterzogen diese Lust am Märchen. Kaum einmal beispielsweise braucht der nach dem Zimmerpreis Gedachte, so er durch galerieartige Gänge und durch Hallen wandelt, selbst eine Tür zu öffnen. Und legt er sich zu Bett, in eine Lade guten Holzes, atmet er köstlich frei – zum Fenster sind's vielleicht sechs Meter, zur Decke dreieinhalf bis vier.

Begabte Träumer wollen Kostbarkeit und Kunst. Moderner Weise wurde diesem Anspruch glücklicher Tribut entrichtet zum Exempel im Hotellerie-Pavillon der Schweizer Landesausstellung des Jahres 1964 in Lausanne. Man hatte da, für Reception und Halle, in Klinker, Leder, Korbgeflecht und in textillem Material, bei Boden, Möbeln, Teppichen, einfache Form zuchtvoll nobilitiert. Dennoch ist's denkbar, dass man fragt, ob einem nicht im alten Palaste mehr Ehre wird. Aussen und innerwärts. Wo sind die Sitzschalen, wo ähnliche Geräte, in denen man sich ebenso, der Welt versöhnt, entspannt, wie in den alten Ohrenbackenstühlen oder Klubsesseln? Auch Mies van der Rohe streng aufwendiger, bei jedem Designer-

Festival vorgezeigter Barcelona-Sessel von 1929 kennt dieses Schenken nicht. Und ein anderes Stargebilde des neuen Komforts, der Lounge Chair von Charles Eames, bequem sonder Zweifel, bezeugt, in wohlüberlegt wohlgekrümpter Wandlung, dass Schmeichelhunztage anstrengt. Aus der Epoche, deren Dokumente in Dürre oft den Mißstand zu Gesichte tragen, dass Liegen standen, wo man sie erfand, nicht Betten, kam wenig ins grosse Hotel. Mehr Chancen gibt es wahrscheinlich für die jüngere gesamtkunstwerklische Inszenierung, überreich oder neokubistisch, nach Gusto. Wer aber denkt daran, fürstlich zu leben, wie mit edlem Wein?

Wunderlich sind die Baumixturen aus Schloss, Palazzo und Palais, mit Säulen, Stuckgirlanden, Genien – beim alten Palace-Hotel. Wie gut aber dient der entliehene Zauber, Dekor aus hoher Zeit, der eigenen Dekorierung! Wissen und vornehme Regie geben diese Zier. Von Maskerade lässt sich allein dann die Rede tun, mangelt es an Niveau, bei Konzeption und Einzelheiten. Wer kannte nicht die antikische Handelsware dritter Ordnung, in ärgerlicher Ausschüttung, taktlos, an den Fassaden ungezählter Palazzi. Rang aber heisst auch bei den Historismen Recht. Und wenn barocke Säle weit entrückt sind, meist, den Nachformulierungen im vergangenen Jahrhundert – der Speisesaal des Beau-Rivage in Lausanne etwa steht, mit gar wohlgestimmten Massen und den nobel markierenden Säulen, nicht jedem originalen Festraum des Barock hintan.

Es wird im Augenblick ganz grundsätzlich der Wert des Originalen in Frage gestellt. Zur handschriftlich unmittelbaren Niederlegung, laudiert stets seit dem 15. Jahrhundert, vorläufig letztmals im Tachismus als das Höchstbeglückende betrachtet, tritt jetzt, als Widerpart und Nebenher, weitesten Ausmasses, die Wiederholung, das Multiplizieren. Es könnte wundernehmen, dass, wer sich so sehr vom Reiz des Einmaligen wendet, nicht mehr Geschmack findet an einer Repetitio früherer Formen. Die Wissenschaft bequemt sich mittlerweile dem überlang vernachlässigten Gegenstand des Historismus. Und keineswegs fehlt für das künstlerische Tun jede Geneigtheit. Man stärkt sich gern mit der Erinnerung an den Umriss eines Tempels. Zeugnisse sind die US-Botschaft in Athen von Walter Gropius und Mies van der Rohe. Neue Berliner Nationalgalerie. Und schön, manchmal grossartig, haben Bildhauer das Thema Säule umschrieben, so Libero Badii, Arnaldo Pomodoro, Fritz König, Raffael Benazzi.

Indes, und selbstverständlich, diese Exempla meinen Paraphrasen zur Historie. Es fehlt das direkte Zitat. Fürs allgemeine. Sehr mit Vergnügen sei, dem Bild zur Korrektur, an jenes kostliche Privatkino erinnert, das Achille und Piergiacomo Castiglione vor rund zehn Jahren in einem Mailänder Haus